

Medientagebuch

Katharina Schmitz

Jauch, Quiz, Quiz, Jauch: Schön analog waren die Festtage

Fernsehkonsumen, die sich längst von der „analogen Mattscheibe“ verabschiedet haben, die nur noch gelegentlich zur Sendezeit bei den Öffentlichen reinschauen – schließlich zahlt man ja GEZ – und die Pay-TV aus Prinzip nicht angucken, weil das ja noch mehr Geld kostet, betreiben über die Festtage oft traditionell und fern von Filterblasen ihre alten Programm- und Feldstudien. Sie sind zu den Eltern in die Provinz gereist, und die Eltern gucken halt immer noch analog, manche haben nicht mal Internet.

Omnipräsent ist einer und, als wäre er unsterblich, immer zu sehen: Günther Jauch. Seit dem Deutschlandstart bei RTL 1999 moderiert er die Show *Wer wird Millionär?*, mit seither höchstwahrscheinlich sagenhaften Einschaltquoten. Jauch ist länger im Amt als die Bundeskanzlerin. Er soll laut einer Forsa-Umfrage Deutschlands beliebtester Quizmoderator sein. In der Sendung *2019 – Das Quiz* (ARD) rangierte er in einer Frage nach dem beliebtesten Deutschen sogar direkt hinter Angela Merkel. In den USA würde sich ein Entertainer mit solch einem Renommee mindestens als Senator empfehlen.

Verwirrend für Leute, die nur Netflix gucken, jedoch tief im Herzen noch im analogen Denken verhaftet sind, war, dass Jauch in *2019 – Das Quiz* selbst einer der Gäste war. Parallel moderierte er das Familienspezial von *Wer wird Millionär* bei RTL, und man sah ihn in diesen Tagen auch in *5 gegen Jauch* (hier versucht ein prominentes Rateteam, den Superdeutschen zu schlagen). Die Irritation musste der mitgereiste Digital Native (12) aufklären: „Leute, das ist nicht live!“ Tief blicken ließ, wie man sich, erst kurz *back to the roots*, sofort gehen ließ und die Cleverness der Kandidaten einschätzte. „Was für eine doofe Frisur, die weiß sicher nix!“ Lookism vom Feinsten war das.

Davon abgesehen bekam man den Eindruck, dass die Deutschen am liebsten Quizshows schauen, in Quizshows sitzen und bei Quizshows anrufen. Seit Jauchs Millionärsshow booms die Raterie im TV. *Wer weiß denn sowas?* läuft von montags bis freitags um 18 Uhr in der ARD, im Wechsel mit *Gefragt – Gejagt*, auch in den Dritten Programmen wird exzessiv gerätelt. Was sich alles nur merken kann, wer noch regelmäßig eine Programmzeitschrift studiert, wie die Eltern. Freilich sind die meisten Shows vom Mutterland aller (Quiz-) Shows kopiert: Großbritannien. Aber: Was hat das zu bedeuten? Ist es die Flucht der Deutschen ins Spielerische? Geht es nur ums Geld? Nicht nur, denn in manchen Shows – freilich mit prominenten, ergo solventen Kandidaten – wird für karitative Zwecke gespielt.

Beim Schauen von *2019 – Das Quiz* dachte man kurz an den Framing-Skandal der ARD. Sie erinnern sich, „Staatsfunk“, „Lügenpresse“, „Zwangsgebühr“, die ARD hatte sich in Image-Fragen beraten lassen. Die Framing-Lehre geht davon aus, dass sich durch Sprache Einstellungen beeinflussen lassen. Der Weg zur Manipulation ist hier (je nach Standpunkt) kurz oder: ein absurder Vorwurf. Die Aufregung letztes Jahr war groß. „Es geht um nichts weniger als Europa“, kündigte Moderator Frank Plasberg das Finalspiel an. Sollte uns Zuschauern hier spielerisch ein positiver Bezug zu Europa und nebenbei Wissen über Europa vermittelt werden? Dumm nur, dass die Kandidaten Jauch, Barbara Schöneberger und die Schauspieler Liefers und Sigi sich, um sich gegenseitig auszuschalten, immer wieder nach Osteuropa verbannten. Da wurde einer mit einem „Wo wächst der Pfeffer? In Rumänien!“ strategisch auf hoffentlich unsicheres Terrain geschickt. Der Nächste nach Bulgarien. „Der weiß gar nicht, wo das ist!“, unkte Schöneberger. Offensichtlich wurde der Graben, der durch Europa geht. Sicher war's kein Framing-Versuch, sowieso: Der Schuss wäre nach hinten losgegangen.



Heidi Specker, „Für die erstmal tragische verlorene Zukunft der SPD mit linken Grüßen an Hafner und Reski“ (l.), Norbert Bisky, „K“

Das S mit einem mit rot-gelben Streifen versehenen Schlips, das D mit einem mit rot-grünen Streifen darauf und das P mit einem Schlips mit weißen Schneemännern. Skulptural hat die Arbeit einen rätselhaften Reiz, nur, wie ist dem Ausstellungsthema damit geholfen? Die SPD als museales Trompe-l’œil? Nicht, dass die Ausstellung in eine Kerbe hauen müsste, wie es Jörg Immendorff 1973 mit (in Richtung KPD weisendem) Zeigefinger in seinem Gemälde *Wo stehst du mit deiner Kunst, Kollege?* tat. Aber dass nur eine Arbeit überhaupt historisches parteipolitisches Engagement von

Babysitter, Yoga-Lehrer, Baristas und Putzhilfen müssten SPD wählen

bildenden Künstlern thematisiert (Alex Wissel, ausgerechnet über den Grünen-Mitgründer Joseph Beuys)? Mehr fordern Arbeiten wie die kurzen Videosequenzen von Ina Wudtke, die in Agitprop-Manier das Recht auf Stadt am Beispiel Berlins einfordern und so auf eines der großen Versäumnisse sozialdemokratischer Politik der letzten Jahrzehnte hinweisen, hätte man der Ausstellung zudem gewünscht.

Viele der kurzfristig angefragten Künstler*innen wurden gebeten, mit Plakaten zu arbeiten. Kein schlechtes Konzept, ist doch das Plakat schnell ein zugespitzter politischer Raum – nur eben auch ein sehr spezieller, in dem bei einigen Arbeiten die künstlerischen und gestalterischen Mittel hinter die versuchten Botschaften zurückfallen. „Zukunft“ im Sinn eines SPD-ungewohnten Verständnisses ästhetischer Ansprache könnte jedoch mindestens das Plakat von Michaela Meise sein, das Baristas, Yoga-Lehrer, Putzhilfen und Babysitterinnen daran erinnern will, dass das Pekariat SPD wählt(e), während Claudia Kugler typografisch denkt und mit neuen Parteikürzeln (ÖSPD, SPEU) ein Panoptikum zersplitterter Nachfolgeparteien präsentiert.

Bei *Die Zukunft der SPD* handelt es sich am Ende um das Spiegelbild von *Die Zerstörung der CDU*. Anstelle der knallharten Analyse eines viel jüngeren blicken hier ein paar nicht mehr ganz so junge Künstler*innen mit lieben, weichen, manchmal ironisch flackernden, oft ratlosen Augen auf die Sozialdemokratie. Bis allerdings die Partei selbst initiativ wird, bleibt dies die politischste Kunstaustellung, die die SPD nie organisiert hat.

Die Ausstellung *Die Zukunft der SPD* ist noch bis zum 22. Februar in der Berliner ZWINGER Galerie zu sehen

Martin Conrads lebt als freier Autor und Dozent in Berlin

Ratlose liebe Augen

Utopie Eine Berliner Ausstellung beschäftigt sich mit der „Zukunft der SPD“, die Beiträge sind angemessen matt inspiriert. Kevin Kühnert schaut dabei ins Leere

■ Martin Conrads

Die Zukunft der SPD! Wie lange hat man auf diese Ausstellung gewartet! Endlich der große Wurf der Partei, die Hand ausgestreckt zur Öffentlichkeit, Kunst auf allen Etagen des Willy-Brandt-Hauses! So ist es leider nicht. Stattdessen findet man sich in einer privat initiierten Ausstellung einer kleinen Galerie in Berlin-Schöneberg wieder. Geld gab es dafür weder von der Partei noch von der Bundeskulturstiftung. Müsste die SPD nun dankbar sein? Düpiert? Oder neugierig? Sicher ist: Die Kreisverband-Abteilung Frieden hat auf Twitter für den 18. Januar, 14 Uhr, ihren Besuch in der Ausstellung angekündigt.

Tatsächlich ist die Frage auch nicht so sehr, ob sich diese Ausstellung für die SPD lohnt, sondern was die rund 30 eingeladenen Künstler*innen aus dem Thema ma-

chen. Denn wann, wenn nicht jetzt, wäre es interessant, wenn sich Kreative einmal aufrichtig Gedanken um die Zukunft dieser Partei machen? Vielmehr: um die Zukunft der „Sozialdemokratie“, wie Hans-Jürgen Hafner – neben dem Maler und Offenbacher Kunsthistoriker Gunter Reski Kurator der Ausstellung – im Begleittext schreibt. Die Sozialdemokratie nämlich habe zu einem „linken Realismus“ und so zur Schaffung von Verhältnissen beigetragen, die es wert seien, weiterhin geschätzt zu werden – von „uns“, und somit wohl auch von Künstler*innen. Und so will die Ausstellung sie „unter Verwendung der individuellen Mittel, dem persönlichen Einsatz“, ihr Verhältnis zur Zukunft der Partei darstellen lassen.

Schlips, Schlips, Schlips

Es hängt hier ein knallbunter Kopf von Kevin Kühnert in Öl. Das kleine Bild stammt von dem sonst kaum für politischen Aktivismus, sondern eher für großformatige

Arbeiten bekannten und hier wohl marktgängigsten Maler Norbert Bisky. Im Ausstellungsraum bündelt es die Aufmerksamkeit. Man blickt bei dem schlicht *K* bezeichneten Gemälde in leichter Untersicht in das Gesicht des jungen Politikers, der anhand eines Blickschemas in die Ferne sieht, das einer zukunftsorientierten Moderne entnommen scheint, sich in Kühnerts Augen aber eher als durch Angst erzeugte Leere abbildet. Die Zeit und das Ausstellungsthema scheinen hier auf Biskys Seite zu sein, denn über die Frage, ob das nun Ikonenmalerei oder pure Ironie ist, wird schlicht die Zukunft der SPD entscheiden.

Es sind nicht wenige Arbeiten der Ausstellung, die sich genau in diesem zeitlichen Zwischenraum einrichten, konkrete Aussagen aber im Nebelosien belassen: Manfred Pernice hat für seine Installation eine wuchtige Vitrine in die Galerie gestellt. Erst auf den zweiten Blick sieht man, dass der Berliner Kunsthistoriker mit den drei darin auf altfränkisch rotem Samt drapierten Schlipsen „SPD“ geschrieben hat.

Moral ist eine warme Granate

Überfrachtet Thomas Melles „Ode“ an die Kunstrechte für das Deutsche Theater will unbedingt aufrütteln – nur wen?

■ Stefan Bock

Tim Streit um Peter Handke ging es auch mal wieder um die Frage, ob die Kunst losgelöst vom Künstler betrachtet werden darf. Der Schriftsteller und Dramatiker Thomas Melle hatte sich in der FAZ klar hinter Handke gestellt. Für das Deutsche Theater Berlin schrieb er das Stück *Ode*, das nicht von Peter Handke, aber von der Bedrohung der Kunst durch linke Moralapostel oder rechte Tugendwächter handelt. Die Klippe, damit selbst zum moralinsauren Eiferer in Sachen Kunst zu werden, versuchte die Regisseurin Lilja Rupprecht, zunächst recht gut, zu umschiffen.

Eine „staatlich subventionierte“ Kunstrichter (Karin Wichmann) stellt ihr nicht sichtbares Kunstwerk vor. „Ode an die alten Täter“ sei ein Dank an die Nazis, die ihren sexuell gewalttätigen Großvater umgebracht haben. Das ruft sofort Ab-

scheu und Kritik hervor, die sich hier durch eine „Die Wehr“ genannte Gruppe äußert, gespielt von Julianne Götz und Jonas Sippel vom Rambazamba Theater. Hier entsteht ein zusätzlicher Ver fremdungseffekt.

Die in bunten Kostümen gehüllte „Kunstblase“ (Christina Schmitt) kocht, der Faschismusvorwurf steht im Raum. Auf Bühnenwänden (Anne Ehrlich) werden im Lauf des Stücks Videos projiziert, Kunst-Zitate und abstrakte Bilder gepinselt. Mit Beuys’ Sozialer Plastik wird hantiert oder mit Adornos Diktum über die Lyrik nach 1945. Um die Kunst geht es hier aber bald nicht mehr. Die Kunstrichterin verliert ihren Job und nimmt sich das Leben.

Jahre später versucht der Regisseur Orlando (Manuel Harder) gemeinsam mit einer Schauspielerin (Karin Wichmann), den Fall nachzustellen, was zur Diskussion über die Darstellbarkeit von Realität führt, darüber, wer überhaupt wen repräsentieren und für wen auf der Bühne sprechen darf.

Schauspieler und Schauspielerin fast nackt in Vergewaltigungspose oder Harder mit Kopftuch als Putzfrau, das ruft natürlich immer wieder „Die Wehr“ auf den Plan.

Trällern mit Totenkopfmaske

Rechts oder links, identitäre oder Identitätspolitik, das ist im Bürgerkrieg auf der Bühne bald nicht mehr zu unterscheiden. Autor Melle hält in Bezug auf die Kunst eh beiden für Ideologie. Er proklamiert das Ende des Theaters, wie wir es kennen. Bevor sich der Autor jedoch weiter versteigt, wird es noch mal satirisch, wenn Alexander Kuhn mit Totenkopfmaske zu dem Hit *A Meinung ham* des Alpenrockers Andreas Gabalier performt und damit die Diskussion sozusagen wieder nach rechts öffnet.

Bis dahin bleibt Melles Stück ambivalent, stimmt nachdenklich, und auch die Regie drängt sich außer mit ein paar choreografierten Tänzen und etwas Action-

painting nicht übermäßig auf. Der Auftritt von Natali Seelig und Alexander Kuhn als Figur Präzisa wird dann aber zur recht pathetischen Ode an die Kunstrechte. Und während „Die Wehr“ mit Deutschlandfahne das Kommando übernimmt, propagiert Präzisa eine Kunst ohne Ideologie, Moral, Staat oder Nation, nur der „Freiheit der Handlung, der Kunst und der Welt“ verpflichtet. Als Kunst, die nicht in Schönheit sterben will, reißt sie sich „die Fratze vom Gesicht“ und flutet die Bühne. Das ist reine Poesie und aller Ehren wert, nur eben nach hinten raus etwas zu lang und redundant im Text. Da ist man fast schon wieder versucht, die Kunst in ihrer Vielfalt vor dem Kunstbefreier Melle in Schutz zu nehmen.

Ode von Thomas Melle Lilja Rupprecht (Regie)
Deutsches Theater Berlin, bis 23. Februar
Zuerst bei KULTURA-EXTRA veröffentlicht